Der Computer als Kontakt- und Beziehungsmedium

Theoretische Verortung und explorative Erkundungen am Beispiel des Online-Chats

Joachim R. Höflich / Julian Gebhardt

Ausgehend von einer Kennzeichnung des Computers als Kontakt- und Beziehungsmedium widmet sich diese Studie dem spezifischen „Rahmen", in dem diese Kontakte stattfinden bzw. die Beziehungen fortgeführt werden. Aufgezeigt wird dabei, dass es unzureichend ist, einen solchen Rahmen computervermittelter Kommunikation allein unter dem Vorzeichen damit verbundener Defizite zu umreißen. Vielmehr geht es darum, wie die Menschen mit einem solchen Rahmen umgehen. So sind denn auch die rahmenbezogenen Bewältigungsmechanismen Gegenstand einer explorativen Studie über den Online-Chat. Vor dem Hintergrund dieser Untersuchung werden die Funktionalitäten der mit einer „Kommunikation im Verborgenen" einhergehenden innovativen Codierungen beleuchtet. Insbesondere werden aber die Konstitutionsmerkmale eines Rahmens der Kontaktnahme mit bisher Fremden herausgearbeitet. Der Rahmen computervermittelter Kommunikation gilt dabei als einer der „Unverbindlichkeit", die allerdings nicht zwingend Unverlässlichkeit, sondern vielmehr das Einbringen eines partialen Selbst impliziert. Schließlich wird aufgezeigt, dass vor allem dann, wenn Beziehungen eine gewisse Dauerhaftigkeit aufweisen wollen, gewisse „Verbindlichkeiten im Rahmen der Unverbindlichkeit" hergestellt werden müssen.

1. Möglichkeiten und Grenzen: Der Rahmen computervermittelter Kommunikation

Für immer mehr Menschen ist der Computer mehr als nur eine Schreib-, Rechen- und Spielmaschine. In Verbindung mit dem Internet hat er sich vor allem zu einem Informations- und Abrufmedium entwickelt. Doch die NutzerInnen haben sich auch damit vertraut gemacht, dass es sich um ein neues Medium der interpersonalen Kommunikation handelt. Es scheint kaum noch einen Internetnutzer zu geben, der noch nie E-Mails versendet und empfangen hat, und gemäß der aktuellen ARD/ZDF-Online-Studie sehen sogar 74 Prozent in dem Internet ein Vehikel, um andere Menschen kennen zu lernen (vgl. Eimeren/Gerhard 2000: 344). Womöglich besteht gerade in dieser Hinsicht ein ausgesprochenes Bedürfnis. Die Entwicklung der „klassischen" Kontaktanzeige in den Printmedien, die es im Übrigen schon seit dem 17. Jahrhundert gibt, weist in diese Richtung: Bezogen auf den Zeitraum von 1951 bis 1994 haben diese um immerhin über 800 Prozent zugenommen (vgl. Riemann 1999: 21). Es sei dahingestellt, ob eine solche Entwicklung eine gesellschaftliche Defizitsituation widerspiegelt. Allemal zeigt sich damit eine zunehmende Akzeptanz mediatisierter Kontaktnahmen, selbst wenn man dabei Gefahr läuft, dass man es nur mit „Kontaktspielen" im Sinne einer „Suche nach dem anderen, den man nicht treffen will" (Reichertz 1994), zu tun hat. Erst recht eröffnen die vielfältigen Nutzungsoptionen des Internet, verbunden mit den unmittelbaren und mittelbaren Möglichkeiten einer Rückkopplung (Interaktivität), neue Möglichkeiten der Kontaktnahme mit bislang Fremden. Man denke – neben expliziten, z. T. auch kommerziell oder explizit erotisch motivierten Kontaktanzeigen – an die zahlreichen Online Foren und insbesondere an Varianten der Online-Chats (die im Weiteren von besonderem Interesse sind).

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Das Internet mag sich als das Kontaktmedium der Zukunft etablieren. Ob es damit zugleich zu einem Beziehungsmedium wird, ist eine andere Sache. Hinsichtlich der Online-Beziehungen (also jenen Beziehungen, die häufig auch als „virtuell" bezeichnet werden und die sich dadurch auszeichnen, dass sie losgelöst von Face-to-Face-Kontakten sind) ist nämlich noch einiges offen. Beziehungen implizieren eine gewisse Dauerhaftigkeit und Kontinuität in einer fortlaufenden Kette von Begegnungen (vgl. Lenz 1998: 39). Was nun die Internetbekanntschaften anbelangt, so ist empirisch wenig über deren Dauerhaftigkeit bekannt (vgl. Wellman/Gulia 1999: 180). Dem nachzugehen, ist schließlich auch von Belang, wenn es darum geht, die Bedeutung von „virtuellen Gemeinschaften" als reales Phänomen einzuschätzen. Denn wenn schon virtuelle Beziehungen nicht von Dauer sind, wie soll es dann zu Gemeinschaften im Cyberspace kommen?[1] Grundlegend hierzu ist die Frage nach dem „Rahmen", in dem die computervermittelten Kontakte stattfinden und die virtuellen Beziehungen fortgeführt werden. Damit werden Möglichkeiten, aber auch die Grenzen computervermittelter Kommunikation zum Thema, der Umgang mit diesen und insbesondere die damit verbundenen Bewältigungsmechanismen. Schließlich führt dies dazu, nach dem besonderen Konstruktionsprinzip des „Rahmens computervermittelter Kommunikation" zu schauen, vor dessen Hintergrund der Umgang erst verstanden werden kann. Wir nehmen hierbei Bezug auf die Rahmen-Analyse von Erving Goffman und verstehen Rahmen in einem doppelten Sinne, einerseits als kognitive Orientierungen, andererseits als reale – strukturierte – (Handlungs- bzw. Kommunikations-)Situationen. Rahmen sind indessen nie starr und ein für alle Mal festgelegt. So ist immer auch der Prozess der sozialen Konstruktion von Rahmen – die Rahmung – mitzudenken.

Bezogen auf Momente der (mediatisierten) interpersonalen Kommunikation hat man es bei dem vernetzten Computer mit einem Medium zu tun, das auf der Basis schriftlicher Kommunikation eine Kontaktnahme erlaubt, bei der Aussehen und Ansehen in den Hintergrund rücken. So verstanden ist es ein egalisierendes Medium, das Statusbarrieren zurückstellt. Aus einem technikoptimistischen Blickwinkel werden damit nicht zuletzt neue Modelle der Partizipation, einer neuen „virtuellen Agora" und einer „elektronischen Demokratie" virulent. Das Moment einer egalisierenden Kommunikation durch das Zurücktreten kommunikativ wirksamer Statusinsignien zeigt indessen aber auch, dass Möglichkeiten durch Grenzen nicht nur umrissen, sondern erst eröffnet werden. Diese Grenzen ergeben sich beispielsweise für Statushöhere schon dadurch, dass deren Einfluss unter Bedingungen einer Mediatisierung beschränkt ist oder dass sie sich zumindest neue Wege einer Einflussnahme schaffen müssen. Neben den von Visionen getragenen Vorstellungen über die Möglichkeiten eines neuen Medienzeitalters ist gleichwohl das Verständnis von computervermittelter Kommunikation weitgehend durch eine Reflexion wirksamer Grenzen geprägt, die wiederum nicht selten mit einer Defizithypothese verbunden werden. Das heißt: Aufgrund der medienimmanenten

1 Hier sei eine weitere Problematisierung von „virtuellen Gemeinschaften" ausgeblendet. Denn je nach dem, wie dieser Begriff gefasst wird, was man als grundlegend für die Konstitution solcher Gemeinschaften ansieht, kommt man zu unterschiedlichen Folgerungen was deren Zukunft anbelangt. Eine Reduktion von „virtuellen Gemeinschaften" auf enge sozioemotionale Bezüge zumindest ist problematisch. Sinnvoller erscheint es, vom Vorhandensein netzwerkgetragener Interaktionen auszugehen. In diesem Sinne kann, als erste Annäherung, Smith (1993) gefolgt werden, der festhält: „A virtual community is a set of on-going many-sided interactions that occur predominantly in and through computer linked telecommunication networks."

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

(Codier-)Grenzen wird computervermittelte Kommunikation im Vergleich zur Face-to-Face-Kommunikation schon als defizitär eingestuft.

Dem entgegen werden hier Begrenzungen nicht von vornherein als Defizit, sondern als Ausdruck von Strukturen betrachtet. In diesem Sinne stellt Stegbauer (2000: 18) fest: „Struktur ohne Begrenzung ist nicht denkbar". Auch ist Stegbauers Hinweis zuzustimmen, dass der Aufbau von Beziehungen ohne Strukturen sogar unmöglich sei. Solche, durch die Verwendung eines Mediums umrissenen Grenzen lassen sich gewissermaßen als „Rand" des Rahmens computervermittelter Kommunikation verstehen, mit dem Sinnvorgaben und Handlungsmöglichkeiten umschrieben werden, der aber auch hinsichtlich des strategischen Umgangs mit medialen Kommunikationsrestriktionen von Belang ist. In Anlehnung an die Goffmansche Rahmenanalyse soll in diesem Sinne von einem *Rahmen computervermittelter Kommunikation* gesprochen werden (vgl. ausführlich: Höflich 1998), wobei sich der Bezug zu den erwähnten Grenzen schon dadurch ergibt, dass diese, wie Goffman (1980: 62) schreibt: „etwas sind, was in der gesamten Rahmen-Analyse zu beachten ist." Rahmen verweisen darauf, dass die jeweilige Definition der Situation nicht immer neu geschaffen werden muss. Ein Rahmen hat dabei zwei Seiten: Zum einen begreift ihn Goffman als „Organisation von Erfahrung" und damit als Antwort auf die allen Situationen zu Grunde liegende Frage: „Was geht hier eigentlich vor?" Dazu bemerkt Goffman (1980: 16): „Ob sie (die Frage; d. V.) nun ausdrücklich gestellt wird, wenn Verwirrung und Zweifel herrschen, oder stillschweigend, wenn normale Gewissheit besteht – die Frage wird gestellt, und die Antwort ergibt sich daraus, wie die Menschen weiter in der Sache vorgehen." Wird ein Rahmen verfehlt, dann ist ein angemessenes Handeln nicht möglich; es wird, in den Worten von Goffman (1980: 339), „eine ganze Grammatik von Erwartungen erzeugt, die zu nichts führt." So gesehen macht ein Rahmen das Handeln für die Menschen sinnvoll. Rahmen schaffen aber auch Engagement. Die Akteure machen sich nämlich nicht nur ein Bild von dem „was vor sich geht", sondern sie werden auch (mehr oder weniger) „spontan gefangengenommen, in Bann gezogen" (Goffman 1980: 376). So verstanden sind Rahmen in einem ambivalenten Sinne nicht nur „Organisationen von Kognitionen", sondern reale Interaktionssituationen, mit denen normative Erwartungen über die Tiefe und Vollständigkeit, mit der Menschen in gerahmte Vorgänge eingebunden sein sollten, eingehen. Rahmen erscheinen dergestalt gemäß einem „Frame-as-Structure" (Crook/Taylor 1980: 245). Sie sind als handlungspräformierende Strukturen indessen zwar vorgegeben, aber nicht rigide festgelegt. Die Aktualisierung von Rahmen ist ferner nicht nur eine Art „Kopiervorgang" (Willems 1997: 90). Rahmen werden vielmehr durch die konkreten Handlungen konstituiert, reproduziert und verändert. Zu dem Rahmen kommt dergestalt das fragile Moment eines „Frame-in-Use" und damit die *Praxis der Rahmung*. Sie spiegelt neben der strukturalen die interaktionistische Seite der Goffmanschen Rahmenanalyse wider. Mit den Worten von Crook und Taylor (1980: 245) stellt sich diese Verquickung wie folgt dar: „I frame my experience, but the structure of frame is prior to my experience". Rahmen und Rahmung gehören so gesehen zusammen, wobei der Praxis der Rahmung umso mehr Bedeutung zukommt, je weniger die Handelnden von einem „klaren Rahmen"[2] ausgehen können und das heißt insbesondere, wenn sie mit der Handlungssituation nicht oder wenig vertraut sind.

2 Ein „klarer Rahmen" ist für Goffman im Übrigen dann gegeben, wenn jeder Einzelne unterstellen kann, dass die anderen die Situation ähnlich wahrnehmen. Das heißt: „Der Handelnde hat nicht nur ein Bild von dem, was ‚vor sich geht', sondern auch „eine hinlängliche Vorstellung

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Mit Blick auf den Rahmen computervermittelter Kommunikation ist schon vor diesem Hintergrund davon auszugehen, dass Grenzen nicht a priori eine defizitäre Kommunikation implizieren, zumal noch dazu kommt, dass auch Computerrahmen nicht starr, ein für alle Mal festgelegt sind, sondern immer auch verändert werden (Rahmung). Im Weiteren ist beabsichtigt, den Rahmen computervermittelter Kommunikation zu umreißen, indem dessen Konstitutionsprinzip herausgearbeitet wird. Dies wiederum geschieht auf der Basis einer explorativen Studie über Online-Chatter, verbunden mit der Frage, wie die Menschen mit einem solchen Rahmen umgehen. Es geht, mit anderen Worten, um Bewältigungsmechanismen im Kontext des Rahmens computervermittelter Kommunikation.

2. Ziele und Methodik der explorativen Studie

Das Erkenntnisinteresse dieser ausdrücklich explorativ angelegten Studie kreist in erster Linie um die Frage, was in der computervermittelten Kommunikation eigentlich „vor sich geht", verbunden mit dem Ziel, diejenigen Techniken und Strategien herauszuarbeiten, welche einander fremde Personen in der computervermittelten Kommunikation einsetzen, um die über den Computer hergestellten Kontakte zu organisieren und zu bewältigen. Dieser Frage wurde mittels einer Rekonstruktion der Interaktions- und Erlebnisprozesse der in der computervermittelten Kommunikation handelnden Akteure nachgegangen, wobei sich die Analyse genau genommen nur auf eine bestimmte computergestützte Kommunikationsform beschränkte und zwar auf das so genannte „Online-Chatten" (dt.: „plaudern").[3] Möchte man sich dem oben dargelegten Forschungsziel empirisch annähern, so stellt sich zunächst einmal das Problem, ein geeignetes Forschungsinstrument zu wählen. Bei der Wahl der „richtigen" Methode ist es allerdings keineswegs unstrittig, mit Hilfe welcher Erhebungsverfahren sich die Vorgänge in der computervermittelten Kommunikation angemessen erfassen und interpretieren lassen (vgl. Paccagnella 1997). Im Bestreben, empirisch fundierte Aussagen über das Verhalten der in der computervermittelten Kommunikation handelnden Personen zu machen, wurden in den letzten Jahren verschiedene Forschungsstrategien erprobt. Zu nennen wären beispielsweise teilnehmende Beobachtungen in unterschiedlichen computervermittelten Kommunikationsumwelten (Reid 1991, Baym 1998), qualitative wie quantitative Inhaltsanalysen des kommunikativen Outputs, d.h. der geschriebenen Texte der Diskussionsteilnehmer (Debatin 1998), standardisierte Fragebogenuntersuchungen (Ba-

---

von den Vorstellungen anderer, einschließlich der Vorstellung von seiner eigenen Vorstellung" (Goffman 1980: 369).

3 Beim „Chatten" handelt es sich um eine zeitgleiche, d.h. synchrone Kommunikationsform zwischen zwei oder mehreren Gesprächsteilnehmern, welche im Gegensatz zu den asynchronen, bzw. zeitversetzten Kommunikationsformen während der Kommunikationssituation präsent sind und spontan aufeinander reagieren können. Der zu übermittelnde Text (die „message") wird per Tastatur eingegeben und durch Drücken der Eingabetaste abgeschickt. Die geschriebenen Zeilen erscheinen auf dem Monitor der jeweiligen Empfängerseite, welche direkt eine Antwort auf die Nachricht verfassen und absenden kann. Folgende „Online-Chats" wurden in die Untersuchung aufgenommen: „IRC" (Internet Relay Chat), „ICQ" (I Seek You), sowie eine Reihe verschiedener anderer „Multi-User Chats". Die als „MUD"s (Multi-User-Dungeons) bezeichneten internetbasierten Varianten der traditionellen Rollen-Fantasiespiele wurden von der Analyse ausgeschlossen, da es hierbei in erster Linie um die Ausgestaltung interaktiver Spielmöglichkeiten, nicht aber um das „Chatten" an sich geht.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tinic u. a. 1997) sowie qualitative Interviews, die entweder online – also per E-Mail, Chat usw. – oder offline, d.h. von Angesicht zu Angesicht durchgeführt wurden. Da die vorliegende Studie aufgrund ihres zugrundeliegenden Erkenntnisinteresses und der damit verbundenen Orientierung am interpretativen Paradigma (vgl. Wilson 1981) ein Verfahren erforderte, das die Einhaltung der methodologischen Anforderungen qualitativer Sozialforschung[4] gewährleisten konnte, kamen für unsere Zwecke nur folgende Vorgehensweisen in Betracht: eine teilnehmende Beobachtung in einem Chat oder die Durchführung qualitativer Interviews mit so genannten „Chattern", wobei dies sowohl online als auch offline möglich ist. Bei beiden Verfahren stößt man bei der Erforschung computervermittelter Kommunikationsprozesse jedoch auf eine Reihe von Schwierigkeiten. So ist beispielsweise die Durchführung von Online-Beobachtungen nicht nur aufgrund von ethischen und datenschutzrechtlichen Bedenken problematisch (vgl. Batinic 1997), sondern auch, weil kein Konsens darüber besteht, nach welchen Kriterien ein computervermittelter Interaktionsprozess beobachtet und analysiert werden sollte (vgl. Jones 1995). Ebenso sind aber auch Online-Befragungen mit einer Reihe von Problemen verbunden. Zum einen ist unklar, wie die gewonnenen Daten hinsichtlich ihrer „Glaubwürdigkeit" einzuschätzen und zu bewerten sind (vgl. Paccagnella 1997). Zum anderen – so zeigen beispielsweise die Befunde einer von Annette M. Markham (1998) in verschiedenen Chats durchgeführten qualitativen Interviewstudie – lässt sich eine kommunikative „Tiefe" der mit Hilfe synchroner Kommunikationsmedien durchgeführten Online-Befragungen – aufgrund des enormen Schreibaufwands – nur durch eine fast schon unverhältnismäßig hohe Beanspruchung der Befragungspersonen sowie des Interviewers erzielen. Eingedenk dessen wurde eine so genannte „klassische" Untersuchungsmethode gewählt und zwar die mündliche Befragung der InterviewpartnerInnen in einer Face-to-Face-Situation anhand eines Leitfadens.

Die Interviews bewegten sich je nach Erfahrungsschatz und Antwortbereitschaft der Befragungspersonen in einem zeitlichen Rahmen von etwa anderthalb bis zwei Stunden. Der zugrunde liegende Leitfaden gliederte sich in insgesamt fünf Themengebiete, welche im Wesentlichen an den von Goffman in der Rahmen-Analyse (1980) beschriebenen Aspekten zur Erforschung sozialer Interaktionsprozesse angelehnt waren. Insbesondere wurde danach gefragt, wie Sinn und Bedeutung einer Botschaft in einer nicht angesichtigen Kommunikationssituation angemessen übermittelt bzw. interpretiert werden können (1), mit Hilfe welcher Orientierungs- und Verortungsmerkmale die Darstellung einer Person im Chat gedeutet und interpretiert wird (2), wie die Teilnehmer ihre Selbstdarstellung im Chat handhaben (3), wie die über den Computer hergestellten Kommunikationsbeziehungen geregelt und organisiert werden (4) und schließlich welche Eigenschaften des Mediums von den NutzerInnen als hilfreich bzw. störend bei der Kontaktaufnahme mit anderen Menschen empfunden werden (5).

Da sich diese Fragen nur durch eine umfassende und zeitaufwendige Rekonstruktion der in den Interviews geäußerten Bewältigungsstrategien beantworten lassen, wurde die Zahl der InterviewpartnerInnen im Rahmen dieser explorativen Studie auf ein zu bewältigendes Maß reduziert. Angemessen erschien – vergleichbar mit der von Markham durchgeführten Studie – eine Anzahl von zehn Personen. Diese waren mit den Gege-

4 Hierzu zählt einerseits das Prinzip der „Offenheit", „Flexibilität" und „Prozesshaftigkeit" (Lamnek 1995: 29ff.), andererseits aber auch das Prinzip einer umfassenden Kommunikation mit denjenigen Personen, die Gegenstand der Forschung sind (vgl. Hoffmann-Riem 1980: 346ff.).

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

benheiten der computervermittelten Kommunikation, vor allem mit denen des Chat eng vertraut, hatten über einen längeren Zeitraum hinweg (im Schnitt seit mindestens einem Jahr) relativ häufig und intensiv (der Durchschnitt lag bei knapp sechs Stunden pro Woche) Erfahrungen bezüglich der Handlungsmöglichkeiten im Chat gesammelt und konnten sich daher ausführlich und „sachkundig" zum Thema äußern.[5] Die meisten der befragten Personen besuchten vor allem Gesprächsforen im „IRC" sowie in verschiedenen anderen „Multi-User-Chats", welche vornehmlich als Ableger unterschiedlicher Mediengattungen im Internet angebotenen werden (Hörfunk, TV und Print). Im Vordergrund stand dabei in erster Linie die Kommunikation mit Fremden bzw. die „Pflege" so genannter „Chat-Bekanntschaften". Auf diese Weise konnten insbesondere diejenigen Interaktionstechniken und –strategien erforscht werden, welche einander unbekannte Menschen in der computervermittelten Kommunikation einsetzen, um den Gesprächspartner zu verorten bzw. einzuschätzen – ein Problem, das sich bei einander bekannten Personen so nicht stellt.

3. Möglichkeiten des Umgangs mit medialen Restriktionen

Sowohl die Möglichkeiten als auch die Grenzen computervermittelter Kommunikation werden aus den Besonderheiten einer Kommunikation im Verborgenen, oder wie es bei Ball (1968: 59) bezüglich des Telefons heißt, einer „interaction in the dark" abgeleitet. Computervermittelte Kommunikation wird dabei mit einer Entkontextualisierung verbunden, womit gemeint ist, dass weniger kommunikative Kontextinformationen verfügbar sind. Vor allem ist aber angesprochen, dass die als beziehungsrelevant eingestuften nonverbalen Hinweise ausgeblendet werden (vgl. z. B. Short/Williams/Christie 1976). Deren Bedeutung wird immer wieder hervorgehoben und nicht zuletzt durch Hinweise unterstrichen, dass ein Großteil der kommunikativ bedeutungsvollen Elemente nonverbal vermittelt würde (vgl. z. B. Delhees 1994: 133). Insbesondere wird dar-

5 Bezüglich der soziodemographischen Zusammensetzung der Untersuchungsgruppe kann festgehalten werden, dass sich diese dem Bild des typischen „Internetlers" zwar in gewisser Weise annähert, wenngleich nicht in allen Punkten identisch mit diesem ist. (Die folgenden Zahlen beziehen sich auf die veröffentlichten Daten einer von W3B im Jahre 2000 durchgeführten Untersuchung zur soziodemographischen Zusammensetzung der Internetnutzer in der BRD). Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen der Untersuchungsgruppe (70% Männer und 30% Frauen) entspricht in etwa dem der typischen Nutzergruppe des Internet (73,9% zu 26,1%). Was die Altersstruktur anbelangt, zeigen sich größere Unterschiede. Während die Altersgruppe der 20- bis 29-Jährigen im Netz inzwischen nur noch 30% der gesamten Internetnutzer ausmacht, gehören in der vorliegenden Studie knapp 80% der Befragten dieser Altersgruppe an. Gar nicht repräsentiert sind hier die über 40-Jährigen (inzwischen 31%) sowie die unter 19-Jährigen, welche der W3B-Umfrage zufolge heute knapp 5% ausmachen. Auch bezüglich der Schulbildung bleibt die Untersuchungsgruppe hinter dem aktuellen Stand zurück, denn während im Frühjahr 2000 Personen mit abgeschlossenem Abitur im Netz „nur" noch mit etwa 60% vertreten sind, macht diese Gruppe in der Untersuchung immer noch 95% aus. Auch hinsichtlich der beruflichen Tätigkeit verfehlt die hier befragte Untersuchungsgruppe das Bild des „typischen" Internetlers. So bestand die Gruppe der befragten Personen je zur Hälfte aus Studenten und Angestellten, was bedeutet, dass die Gruppe der Studenten weitaus überrepräsentiert ist, da diese im Internet heute nur noch einen Anteil von knapp 15% ausmacht. Etwas anders liegt der Fall bei der Gruppe der Angestellten, denn diese hat mit 49% auch im Internet einen relativ hohen Anteil.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auf verwiesen, dass nonverbale Kommunikation geeigneter als Sprache sei, Gefühle und Einstellungen gegenüber Personen zu vermitteln. Diesbezüglich hat beispielsweise Andersen (1999: 560) jüngst wieder hervorgehoben: „Without nonverbal immediacy displays, humans would be cold, suspicious islands who are isolated from others and experience few of the joy of human relationships." So genannte „Cues Filtered Out-Ansätze" sind der Frage nachgegangen, inwiefern mit medienbedingten Restriktionen gleichsam kommunikative Restriktionen und insbesondere Einschränkungen der interpersonalen Beziehungen verbunden sind. Stehen nämlich die für die Vermittlung von Beziehungen relevanten nonverbalen Hinweise nicht zur Verfügung, dann führe dies, so die Annahme, zu einer Störung der „Beziehungskommunikation". Vor dem Hintergrund empirischer Befunde geriet eine einfache Restriktionshypothese arg ins Schwanken: Kommunikation kann selbst beim Ausblenden nonverbaler Hinweise durchaus sozioemotionale Bezüge haben (vgl. als erster Einblick: Höflich 1996: 66ff., zu den Ansätzen vgl. weiter: Döring 1999: 214ff.).[6]

Dass sich aufgrund medialer Beschränkungen nicht a priori Kommunikationsdefizite ausmachen lassen, zeigt sich bereits beim Telefon (vgl. Höflich 1989: 199ff. und dort angeführte Literatur). Ebenso verfehlt wäre es, den Rahmen computervermittelter Kommunikation a priori als defizitär auszuweisen. Mehr noch: Im Sinne einer von Walther (1996: 2000) so bezeichneten hyperpersonalen Perspektive eröffnet computervermittelte Kommunikation sogar Vorteile gegenüber der Face-to-Face-Kommunikation, so dass die Grenzen gleichsam zu ihren Stärken werden (vgl. darüber hinaus: Soukup 2000: 412). Zugespitzt ließe sich formulieren: Die Frage nach einer Beeinträchtigung der Kommunikation unter Bedingungen mediatisierter Kommunikation führt zu keinen eindeutigeren Antworten, wenn sie bei jedem neuen Medium neu gestellt wird. Statt gleich von vornherein mögliche Defizienzen ausmachen zu wollen, scheint es viel versprechender, medienbezogenen Bewältigungsmechanismen nachzugehen (vgl. auch Rintel/Pittam 1997).

Wie lässt sich also in einem nicht angesichtigen Kommunikationsrahmen der zu übermittelnde Inhalt einer Botschaft um metasprachliche Elemente und Interpretationshinweise ergänzen und damit der „Beziehungsaspekt" (Watzlawick u. a. 1996: 53) einer Kommunikation vermitteln? Mit Blick auf die medialen Restriktionen sind zuvorderst Substitute beziehungsanzeigender nonverbaler Hinweise anzuführen, die deren Ausblenden kompensieren sollen (vgl. z. B. Utz 1999: 22). Janet Asteroff (1987) spricht von einer emergenten „elektronischen Parasprache".[7] Die Ausprägung dieser sich stetig wei-

6 Eine solche Restriktionshypothese ist nicht neu. Beispielsweise hat sich Franziska Baumgarten mit dem von ihr so bezeichneten „blinden Sprechen", also der Kommunikation via Telefon, bereits Anfang der 30er Jahre zugewandt. Die Vermittlung von Gefühlen, so hat sie mitunter festgestellt, bringt gewisse Probleme mit sich: „Man entbehrt des tröstenden, trauten Blickes, der streichelnden oder Hilfe ausdrückenden Handbewegung, des sich in Zuneigung herabbeugenden Körpers des gedämpften Tones. Nie sollte man", so Baumgarten (1989: 195), „telephonisch kondolieren." Doch ganz offenkundig haben wir uns daran gewöhnt, anderen via Telefon Emotionen mitzuteilen. Umso mehr ist damit auf die soziale Seite der Mediennutzung verwiesen: Dass man nicht telefonisch kondolieren sollte, hängt eher von wirksamen Normen als von konkreten Medieneigenschaften ab.

7 Zu nennen wären hier zum einen die mittlerweile wohl allseits bekannten „Emoticons" (eine Verbindung aus den englischen Worten „Emotion" und „Icon"), zum anderen die so genannten „Asterisken", bei denen körpersprachliche Handlungen als kurze Stichwörter zwischen zwei Asterisken (Sternchen) vermerkt werden (z. B. *rotwerd*). Ebenso geläufig sind in der all-

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ter entwickelnden „elektronischen Parasprache“ zeigt, dass die NutzerInnen zum Teil innovativ und kreativ mit den gegebenen medialen Restriktionen umzugehen verstehen. Dabei entstehen neuartige schriftliche Ausdrucksformen und Sprachstile, welche den befragten NutzerInnen zufolge Mimik und Gestik zwar nicht vollständig ersetzen können, es aber dennoch erlauben, Gefühle zumindest ansatzweise auszudrücken und verbunden damit erfolgreich dem „trockenen“ und „unpersönlichen“ Charakter dieser rein auf Text basierten Kommunikationsform entgegenzuwirken. Die Bedeutung der netzspezifischen Zeichen und Symbole darf für das Zustandekommen von Kommunikation – dies im Sinne einer erfolgreichen Verständigung der Kommunikationsteilnehmer – jedoch auch nicht überschätzt werden. Nach Aussage der befragten NutzerInnen ist deren Einsatz nämlich offenbar nicht zwingend erforderlich, um sich – trotz nie auszuschließender Missverständnisse – dem anderen verständlich zu machen oder den Sinn einer Botschaft angemessen zu interpretieren (vom „Krisenfall“ des Schweigens sei hier einmal abgesehen). Via Computertastatur erzeugbare beziehungs- und stimmungsanzeigende Hinweise haben also keine schiere kompensatorische Funktion. Wie Christiane Funken darüber hinaus aufzeigen konnte, kommt eine Netzkommunikation, entgegen anfänglicher Erwartungen, auch ohne explizite Referenz zur Körperpräsenz aus. Sie schreibt: „Die vielgepriesenen Dekonstruktionen des Körpers lassen sich empirisch nicht verifizieren“ (Funken 2000: 111), wiewohl das nicht zwingend bedeutet, dass Geschlechtlichkeit im Virtuellen an Bedeutung verliert. Man kann im Fazit Asteroff (1987: 195) folgen, die feststellt: „We do not yet know enough about how to interpret the *presence* of paralanguage in order to provide a interpretative frame of reference to understand what its *absence* indicates.“[8] So sind nachgerade die Funktionalitäten solcher parasprachlicher Momente zu prüfen, die womöglich erst einmal eine dominant kommunikationsökonomische Funktion besitzen (schließlich schreibt man in der Regel langsamer als man spricht – und Kurzzeichen beschleunigen den Akt des Kommunizierens) und, nicht zuletzt damit verbunden, stärker auf gruppenbezogene Praktiken hinweisen denn allein Kommunikation erleichtern (vgl. auch Paolillio 1999). Nicola Döring (1999: 100) vermerkt diesbezüglich: „In der massenmedialen Darstellung der Netzkommunikation sind Emoticons und Akronyme wegen ihrer Originalität und ihres Unterhaltungswertes meist überrepräsentiert. Regelmäßig wird versäumt, ihre Bedeutung als Kult- und Kunstobjekte von ihrer Bedeutung in der alltäglichen Kommunikationspraxis zu unterscheiden“. Fazit: Allein der Bezug auf fehlende körperliche Ausdrucksmittel (Mimik, Gestik) scheint demnach nicht ausreichend zu sein, um die Grenzen des Rahmens der computervermittelten Kommunikation auszuloten.

Vielmehr verweisen die Interviews auf eine andere und im Zuge eines von den NutzerInnen gestalteten Rekontextualisierungsprozesses des Kommunikationsgeschehens vielleicht weitaus bedeutendere Funktion dieser „elektronischen Parasprache“. Durch deren Einsatz kann den anwesenden „Chattern“ nämlich glaubhaft demonstriert wer-

---

tagssprachlichen Praxis auch eine Reihe netzspezifischer Abkürzungen (genannt: Akronyme), wie z. B. LOL – Laughing Out Loud.

8 Vor einem solchen Hintergrund liefert der Rahmen computervermittelter Kommunikation eher einen Anlass, über die kontextuelle Bedeutung von beziehungsbezogenen nonverbalen Hinweisen nachzudenken, die in ihrer übersituativen Funktion durchaus zu relativieren sind, so dass die Annahme einer (zumindest was die Übermittlung von Beziehungsaspekten anbelangt) dominanten nonverbalen Kommunikation sich eher als ein Mythos denn als kommunikatives Faktum erweist (vgl. Friedmann 1978: 149).

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

den, dass man sich mit den Gegebenheiten im Chat auskennt und also keiner der so oft belächelten Netz-Neulinge (in der Sprache der Chatter auch „Newbies" genannt) mehr ist. Den Befragten folgend würden die unterschiedlichen Zeichen und Symbole ihrer Erfahrung nach vor allem von so genannten „Insidern" verwendet, die sich schon aufgrund einer gemeinsamen Symbolverwendung zu einer Art „Chat-Elite" zusammenschließen und sich auf diese Weise von den übrigen Chatteilnehmern absetzen würden. Neben der emotionsanzeigenden Funktion besitzt die Verwendung der Codes also immer auch eine nicht zu unterschätzende statusvermittelnde Symbolkraft und verbunden damit eine gruppendistinguierende Funktion. Exemplarisch wird hier auf das Zitat eines Interviewpartners verwiesen:

> *„Durch das häufige Benutzen dieser Abkürzungen und Smilies, (…) mit denen der normale Mensch aber eigentlich nicht so viel anfangen kann, kristallisiert sich recht schnell heraus, ob das jetzt ein richtiger ‚Chatter' ist, oder ob das jemand ist, der das nur aus Spaß ab und zu mal neben her macht (…) und da kann es passieren, dass man von diesen ‚Super-Chattern' gar nicht richtig ernst genommen wird, wenn man die Symbole selbst nicht verwendet (…), weil die dich dann sozusagen nicht in ihre Kommune aufnehmen und dich nicht involvieren (…)."*

Hier zeigt sich auch, dass es vorschnell ist, von einer statusegalisierten Kommunikation auszugehen. Vielmehr kann dies als Hinweis dafür genommen werden, dass Kommunikation unter dem Vorzeichen der Nichtsichtbarkeit nicht zu einer Einebnung von Status oder allgemeiner des Kommunikationskontextes führt, sondern dass die NutzerInnen in einem aktiven Rahmungsprozess neue Kontexte erschaffen, die eine gegenseitige Verortung und Charakterisierung des Gesprächspartners auch in einem nicht angesichtigen Kommunikationsrahmen ermöglichen.

4. Verortungsmöglichkeiten der präsentierten Medienidentitäten

Bei der „Darstellung" des Selbst verschanzen sich die Akteure, so Goffman (1976: 23), hinter „Fassaden", verstanden als „das standardisierte Ausdrucksrepertoire, das der Einzelne im Verlauf seiner Vorstellung bewußt oder unbewußt anwendet." Der Computer scheint dabei als das Präsentationsmedium schlechthin, eröffnet er doch die Möglichkeit, eine Fassade aufzubauen, hinter die weit schwieriger zu schauen ist als „In Real Life" (IRL). Ungewissheiten bestehen schon hinsichtlich des (rahmenexternen) Status und der tatsächlichen („realen") Persönlichkeitsmerkmale. Genau genommen kommunizieren im Cyberspace aber nicht „Personen", sondern Medienidentitäten oder wenn man so will Masken, hinter denen gleichwohl Personen stecken. Allemal hat man es mit einer, wenn schon nicht multiplen, so doch partialen Identität zu tun (und das trifft nicht nur für den Extremfall der MUD's zu): „In any case, the characters are masks (…) some people hide behind their masks more than others, this simply means an authentic self is hiding, not that the self is multiple" (Markham 1998: 159). Wie die Interviews gezeigt haben, sind sich die im Kommunikationsraum Internet handelnden Personen durchaus darüber im Klaren. Interessant ist, dass die Mehrheit der befragten NutzerInnen sogar explizit darauf hinwies, dass die tatsächliche Identität eines Gesprächspartners – zumindest solange die über den Computer hergestellten Kontakte diesen Rahmen nicht verlassen sollen – eine nur untergeordnete Rolle spielt und – abgesehen von so genannten „Flirt-Channels" – auch nur selten zum Thema gemacht wird. Viel wichtiger scheint es für die TeilnehmerInnen zu sein, ob die

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Eigenschaften einer dargestellten Identität eine interessante Konversation erwarten lassen oder nicht.

„Eigentlich ist es mir nicht so wichtig, ob mir die Leute ihre wahre Identität mitteilen. Sie zeigen mir die Identität, die sie im Netz haben, und mit der gehe ich um, und ob sie im wahren Leben eine ganz andere haben, spielt für mich eigentlich keine Rolle. Ich fühle mich jetzt auch nicht betrogen, wenn mir einer was anderes erzählt als das, was er wirklich macht. Wer beschreibt sich schon immer ehrlich? (…) Ich gehe da einfach nur rein, um mich zu unterhalten, und da ist es mir nicht so wahnsinnig wichtig, wer das jetzt in Echt ist. Entweder ich habe dem etwas zu sagen, oder eben nicht (…).“

Dass man sich der Echtheit einer im Chat ausgewiesenen Identität nie ganz sicher sein kann und deshalb nicht alles glauben sollte was eine Person von sich erzählt, wurde von der überwiegenden Mehrheit der InterviewpartnerInnen als Grundregel bei der Verortung und Identifikation des Gegenübers stets beachtet. Hier deutet sich ein Konstruktionsprinzip der Unverbindlichkeit an:

„Im Chat gehe ich ja von vornherein den Deal ein, dass es eine virtuelle Verbindung ist und man also nicht erwartet, dass man sich unbedingt die Wahrheit sagt.“

Die Ungewissheit bezüglich der „wahren“ Identität des Gegenübers scheint nachgerade das Reizvolle an dieser Form des Kommunizierens zu sein. Sie erlaubt es, sich den Gesprächspartner einfach vorstellen zu können, ohne dabei von äußeren Merkmalen (wie etwa An- und Aussehen einer Person) beeinflusst zu werden. Und dies kann den Angaben der InterviewpartnerInnen zufolge den Effekt haben, dass sie im Chat weitaus unbefangener auf andere Menschen zugehen können, als dies in einer angesichtigen Interaktionssituation der Fall ist. Wiederum kann dies mit einem Zitat veranschaulicht werden:

„Für mich ist es eine komplett andere Ebene, ob ich jetzt jemanden Face-to-Face vor mir habe oder eben im Chat. Im Chat hab ich die Freiheit, mir von dem anderen vorzustellen, was ich möchte. Wenn ich mich jetzt gerne mit einem bestimmten Menschentyp umgebe, dann kann ich mir ja einbilden, mein Gegenüber wäre so, wie ich es gerne hätte. Im Chat ist es mir völlig egal, ob er im richtigen Leben einen Schnauzer oder ein goldenes Kettchen trägt, solange ich mich gut mit ihm unterhalten kann (…).“

Während die hinter dem Monitor verborgene Identität einer Person – so lange es um einen zwanglosen und unverbindlichen „Small Talk“ geht – also eine nur untergeordnete Rolle zu spielen scheint, ist die im Chat dargestellte Medienidentität für den Verlauf des Interaktionsprozesses durchaus von Bedeutung. Wie sich zeigt, finden die NutzerInnen auch in einem Rahmen der Nichtsichtbarkeit Möglichkeiten, den Interaktionspartner mittels verschiedener „Identitätsaufhänger“ zu verorten, um auf dieser Grundlage das eigene Handeln zu planen. Zentrales und grundlegendes erstes Verortungsmerkmal ist der von einer bestimmten Person gewählte „Nickname“, d. h. das Pseudonym, unter dem ein Teilnehmer im Chat auftritt. Er wird als Hinweis dafür genommen, welche (Kommunikations-)Ziele der andere verfolgt und ob verbunden damit die Kontaktaufnahme zu einer anderen Person als „lohnend“ erachtet wird.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Neben dem „Nickname", der quasi als „Primäridentifikationsschlüssel" gleich eine „ganze Grammatik von Erwartungen" (Goffman 1980: 339) und ein entsprechendes Handeln bei den Interaktionspartnern hervorruft, wird eine Person auch noch anhand einer Reihe weiterer rahmenspezifischer Verortungsmerkmale eingeschätzt. Zu nennen wären hier etwa der angewendete Schreibstil (geistvoll, eloquent, spontan, interessant), die Tippgeschwindigkeit, technische Kompetenzen (z. B. das Wissen um die in einem Chat verfügbaren Kommunikationsmöglichkeiten, wie etwa „flüstern" oder den Gesprächskanal wechseln) sowie die Kenntnis verschiedener kommunikationspraktischer Regularien, die es beispielsweise beim Verschicken einer Botschaft zu beachten gilt. All dies hat großen Einfluss darauf, welchen Status eine Person von der Gruppe zugewiesen bekommt:

> *„Man checkt die Leute halt erst mal ab, bevor man sich auf sie einlässt. Man testet erst mal aus, was der andere für einer ist (…), ob er Ahnung vom Chatten hat (…). Also im IRC ist das schon so ein Statussymbol, was einer drauf hat oder wer sich auskennt und wer nicht (…), und im IRC wirst du schon genau abgecheckt."*

Obwohl dies zeigt, dass auch in der computervermittelten Kommunikation zahlreiche Verortungsmöglichkeiten zur Koordination des eigenen Handelns herangezogen werden können, wiesen die InterviewpartnerInnen gleichermaßen darauf hin, dass es beim Chatten im Vergleich zur Face-to-Face-Kommunikation indes wesentlich länger dauert, bestimmte Informationen über den anderen hinsichtlich dessen Einstellungen, Motive und Interessen einzuholen (vgl. auch Walther / Bourgoon 1992).

5. Die Handhabung der Selbstdarstellung im Chat

Ein wesentlicher Unterschied zwischen einer Face-to-Face-Interaktion und einer computervermittelten Begegnung besteht darin, dass im ersteren Fall die Kommunikationsteilnehmer bereits durch ihre Anwesenheit miteinander kommunizieren bzw. nonverbal interagieren können. Im Gegensatz dazu ist dies im Chat nur mittels absichtsvoll eingebrachter Ausdrucksinformationen möglich. Jeder Teilnehmer muss sich deshalb besondere zur Netzwerkkommunikation notwendige selbstdarstellerische Fähigkeiten aneignen, um eine für andere wahrnehmbare (Medien-)Identität zu konstruieren. Die Frage stellt sich nun, wie dieser Konstruktionsprozess von den NutzerInnen gestaltet wird und ob dabei das von Goffman (1976) beschriebene alltäglich aufgeführte „Theaterspiel" auf die Spitze getrieben wird. So scheinen doch die besonderen Bedingungen in der computervermittelten Kommunikation wie geschaffen dafür zu sein, die Inszenierung der eigenen Person vorteilhafter und planvoller – beschönigend aber auch mit täuschender Absicht – zu gestalten oder zu manipulieren. Wie stellen sich also die NutzerInnen in einem Chat dar? Diesbezüglich zeigt sich, dass Täuschungsmanöver und unehrliche Selbstpräsentationen des Gegenübers zwar stets eingeplant (vgl. Höflich 1999), jedoch – zumindest was die hier befragte Nutzerschaft anbelangt – in aller Regel nicht inszeniert werden. Grund dafür ist, dass es selbst in einem Chat durchaus schwierig ist, eine Täuschung über einen längeren Zeitraum hinweg aufrechtzuerhalten ohne dabei durch die Preisgabe ungewollter oder unbewusst ausgesendeter Informationen als Lügner entlarvt zu werden – was im Übrigen auch im Chat zu einem Imageverlust der dargestellten Medienidentität führen kann.

Obwohl also das Risiko einer Demaskierung selbst in der computervermittelten Kommunikation nicht vollständig reduziert werden kann, ist es dennoch richtig, dass

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

hier den Akteuren ein erheblich größerer Handlungsspielraum „zur Lieferung und zum Verbergen von Information“ (Goffman 1980: 14) zur Verfügung steht und überdies die Chancen zum Entdecken von Täuschungen eher gering sind (vgl. auch Wallace 1999: 50ff.). Genau dies macht einen großen Teil der Faszination dieser Kommunikationsform für die NutzerInnen aus. Stets besitzt man die maximale Kontrolle darüber, ob und welche Informationen man über sich preisgeben möchte und vor allem darüber, inwieweit man aus seiner Anonymität heraustritt oder in ihr verweilt. Auf diese Weise kann allerdings nicht nur das gezeigte Verhalten so weit wie möglich kontrolliert werden, sondern auch und verbunden damit der Fortgang einer hergestellten Kommunikationsbeziehung.

„Man möchte ja zunächst nicht allzu viel preisgeben müssen von sich (…). Ich weiß nur seinen Nick und er weiß nur meinen, und sonst weiß man ja erst mal gar nichts voneinander (…). Also das Ziel ist ja nicht in erster Linie, gleich irgend eine feste Beziehung zum Anderen aufzubauen (…), da muss ich ja nicht gleich alles von ihm wissen, sondern zunächst geht es ja nur mal darum, ein Gespräch zu führen. Später kann sich ja dann immer noch mehr daraus entwickeln (…). Das ist schon sehr angenehm, dass der andere nicht zu viel weiß über mich und ich mich trotzdem mit ihm unterhalten kann (…) und (…) ich kann genau sagen, welchen Umfang die Beziehung haben soll (…). Was ich von mir hergebe und welche Möglichkeiten ich dem anderen zur Kontaktaufnahme gebe, das liegt ganz genau in meinem Ermessensbereich (…).“

Diesbezüglich kommt noch ein weiterer Punkt zum Tragen und zwar die fest im Bewusstsein der NutzerInnen verankerte Option, sich in Sekundenschnelle per Mausklick aus dem Interaktionsgeschehen wieder auszuklinken. Wie folgendes Zitat anschaulich illustriert, eröffnet dies einen Handlungsspielraum, der in einer Face-to-Face-Situation so nicht unbedingt gegeben ist:

„Also im Chat habe ich halt die Möglichkeit, (…) und das ist die große Freiheit (…), einfach zu gehen, womit die Sache beendet ist. Diese Option habe ich woanders nicht. Wenn mich zum Beispiel jemand in einer Kneipe blöd anmacht oder mich nervt, dann kann ich mich ja nicht einfach in Luft auflösen (…), das kann ich eben nur beim Chatten (…). Aber zum Beispiel auch, wenn mir selbst irgendetwas peinlich war, dann weiß ich, dass ich den Computer einfach ausmachen kann (…). Ich kann einfach gehen und fertig (…). Also ich denke, dass es im Chat deshalb schon einfacher ist zu kommunizieren.“

Die letzten beiden Punkte bestärken die Annahme, in der computervermittelten Kommunikation ein grundlegendes *Handlungsprinzip der Unverbindlichkeit* anzunehmen, dessen Anerkennung die Organisation der Kommunikation zwischen Fremden in der kommunikativen Praxis enorm erleichtern kann (vgl. Höflich 1999). Ein solches Moment medialer Unverbindlichkeit ist indes nicht von vornherein unter einem negativen Vorzeichen zu sehen.[9] Unverbindlichkeit soll in Anlehnung an die Analyse von Sander als eine Umschreibung sich ausbreitender Beziehungsmuster verstanden werden. Es

9 Und schließlich sind Unverbindlichkeiten auch nicht allein dem Rahmen computervermittelter Kommunikation eigen.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

geht um die Ermöglichung einer Kommunikation unter Fremden, oder mit Sander (1998: 9) gesprochen darum, „(…) welche Kommunikationsmuster zwischenmenschlicher Beziehungen in sozial-kulturell ausdifferenzierten Gesellschaften helfen, Alltagssituationen der Interaktion zwischen einander fremden Menschen zu bewältigen." Wie sieht nun eine solche Kommunikation aus? Hierzu führt Sander (1998: 141) aus: „Interaktionsnahe Kommunikation dieser Art entkoppelt soziale Kommunikation von zeitlich längerfristigen Bindungen. Sozialbeziehungen erhalten dadurch eine abstrakte, unpersönliche Form (…). Zugehörigkeit zu diesen sozial-kulturellen Phänomenen schließt nicht mehr notwendig ein, daß persönliche Beziehungsnetzwerke zu konkreten Personen existieren. Kommunikation wird ermöglicht ohne wechselseitige Kenntnis, ohne Beachtung der sozialen Position des Gegenüber, ohne Berücksichtigung normativer oder ideologischer Überzeugungen." Beziehungen sind dergestalt nur mit partialen und funktionalen Verbindlichkeiten verbunden und sie setzen wesentlich voraus, dass die jeweilige Kommunikationssituation, oder in der hier verwendeten Terminologie: der Rahmen bewältigt wird. Wie Sander (1998: 185) feststellt, geht es um die „situative Gemeinsamkeit der aktuellen Situation" und weniger darum, auf darüber hinausgehende Beziehungen zurückgreifen zu können. Dies schließt eine (spontane) Intimität und damit eine Nähe nicht aus, ja macht sie sogar erst möglich. Dies wird vor allem im Kontrast zu vormodernen Gesellschaften klar, die nämlich eine Wahl zwischen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen zu anderen nur eingeschränkt zulassen, da sie, so Sander (1998: 193), ihre Mitglieder fest in eine „vorgegebene Grammatik des Sozialen einbinden und die Beziehungen nicht disponibel, sondern inhaltlich konkret fassen" und – folgt man Luhmann (1984) – noch keine entsprechende Codierung von Intimität kennen. Moderne Gesellschaften wiederum lassen intensive Beziehungen gerade deshalb zu, weil sie strukturell unpersönlich organisiert sind, Rücksichtnahmen auf andere Personen oder Gruppen dementsprechend auch nicht erforderlich sind.[10]

Der Umgang mit dem Rahmen der Unverbindlichkeit manifestiert sich in alltäglichen Kommunikationspraktiken und dabei insbesondere darin, wie man mit diesem Rahmen zurecht kommt. Nicht allen gelingt dies und auch nicht alle wollen sich auf einen solchen Rahmen einlassen. Kommunikation gewinnt dabei an Enttäuschungssicherheit, wenn die Akteure gegenseitig diese Unverbindlichkeit als Konstruktionsprinzip als das „was vor sich geht" anerkennen und dergestalt von einer „Regel zur Bewahrung von Illusionen" („illusion conservation rule"; Giffin 1984) ausgehen. Gleichwohl setzt dies ein

10 Alltagssituationen der Interaktion zwischen Fremden fasst Sander mit dem Begriff der *Mediatisierung*. Allerdings versteht er darunter nicht eine (zunehmende) Durchdringung der gesellschaftlichen Bereiche durch (technische) Kommunikationsmedien, sondern Phänomene einer Distanzierung respektive Anonymisierung sozialer Beziehungen (Sander 1998: 12). Gleichwohl hat eine solche „distanzierte Verständigung" für Sander Gemeinsamkeiten mit einer Medienkommunikation bzw. massenmedialen Kommunikation. Phänomene einer Kommunikation im Cyberspace werden bei Sander indessen (weitgehend) ausgespart. Allerdings scheinen gerade diese exemplarisch für die von ihm beschriebene Entwicklung. So verstanden, ist der Rahmen computervermittelter Kommunikation als einer der Unverbindlichkeit nicht exzeptionell, sondern vielmehr wird die Entwicklung einer „Bindung der Unverbindlichkeit" dadurch auf die Spitze getrieben: Im Cyberspace zeigt sich, anders gewendet, wo die Entwicklung hingeht. Ja, in gewisser Hinsicht eröffnet sich dadurch ein Testfeld für die These einer Mediatisierung im Sanderschen Sinne, handelt es sich doch um ein Medium, das Fremde zusammen führt, im Kontrast etwa zum Telefon, mit dem vorwiegend Menschen miteinander kommunizieren, die sich bereits kennen.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gewisses Rahmenwissen und damit verbunden ein höheres Maß an Reflexionsfähigkeit voraus. Diejenigen kommen, so die These, mit dem Rahmen besser zurecht, die sich des Konstruktionsprinzips bewusst sind. Und wenn sie dies tun, eröffnen sich gleichwohl neue Handlungsmöglichkeiten, bis zu einem Umgang, der eher Züge eines (Beziehungs-)Spiels oder gar eines Experiments trägt (die zahlreichen Varianten der so genannten Multi User Dungeons sind Beispiele dafür).

Kommunikationsprobleme sind eingedenk des Rahmens der Unverbindlichkeit dann eher zu erwarten, wenn man hinter die Fassade schauen will (Entlarven/Demaskierung). Kommunikation online kann dann zu einem gravierenden Problem werden, wenn sich herausstellt, dass sich hinter der Fassade des Kommunikationspartners jemand gänzlich anderer verbirgt, ja dass man sich von ihm gar hintergangen und belogen fühlt. Wallace (1999: 44) hat dies wie folgt beschrieben: „If everyone is playing a role and everyone knows about it, then there is little problem. But what happens when you jump to a role-play frame in which your online persona is markedly different from your real-life self, and the others do not? This is where role play begins to blend with the less benign form of deception." Ein Beispiel hierzu ist der mittlerweile schon als klassisch zu bezeichnende Fall der „Talkin' Lady" alias Joan Sue Green, die als Frau das Vertrauen anderer Nutzerinnen gewonnen hat, bis sich herausstellte, dass sich tatsächlich ein Mann hinter der Medienidentität versteckte (vgl. Van Gelder 1991).

6. „Verbindlichkeiten" im Rahmen der Unverbindlichkeit

Wenngleich die überwiegende Mehrheit der Befragten das Moment der Unverbindlichkeit als wesentliches Merkmal der im Chat ablaufenden Interaktionen anführte, ergab sich aber auch, dass gewisse „Verbindlichkeiten" angestrebt werden – und zwar dann, wenn sich die zunächst flüchtigen Begegnungen im Chat in zeitlich längerfristige Beziehungen umwandeln, welche in der Folge zunehmend persönliche und intime Bezüge aufweisen. Zunächst ist festzuhalten, dass sich verbindliche soziale Beziehungen – wie bei Face-to-Face-Kontakten auch – in aller Regel nur innerhalb solcher Gruppen herausbilden, deren Mitglieder relativ kontinuierlich und regelmäßig miteinander in Beziehung treten, dabei gemeinsame Ziele zu realisieren suchen und infolge dessen ein System gemeinsamer Normen und Werte hervorbringen, welche durch spezifische Sanktionsmechanismen abgesichert werden. Wie die Analyse ergab, spielt hierbei die „Erwartbarkeit" der im Chat ablaufenden Kommunikations- und Interaktionsprozesse eine entscheidende Rolle. In unserem Zusammenhang stellt sich nun die Frage, mit Hilfe welcher Interaktionstechniken versucht wird, die im Chat hergestellten Kontakte auf eine verbindliche Basis zu stellen.

Nach Meinung der befragten „Chatter" ist eine Vertiefung der in aller Regel unverbindlichen und flüchtigen Chat-Kontakte nur dann möglich, wenn an vorangegangene Interaktionen angeknüpft werden kann. Grundlegend hierfür sind konsistente und „verlässlich" gestaltete (Medien-)Identitäten, die jederzeit wiedererkannt werden können. Da die im Chat auftretenden Persönlichkeiten in erster Linie anhand des „Nicknames" identifiziert werden, kommt diesem, wie gesagt, eine herausragende Bedeutung zu. So berichteten all jene InterviewpartnerInnen, welche an weiter gehenden und „persönlicheren" Kontakten interessiert waren, dass sie mitunter sehr viel Mühe und Zeit in den Aufbau einer solchermaßen konsistent konstruierten (Medien-)Identität investieren würden. Aus Sicht der hier befragten Nutzergruppe stellt dies eine durchaus lohnende Investition dar, denn hat man es geschafft, von einer bestimmten Person oder Gruppe als eine eindeutig identifizierbare und darüber hinaus respektable Persönlichkeit (wie-

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der)erkannt zu werden, ist es möglich, nahtlos an vorangegangene Gespräche anzuknüpfen, ohne jedes Mal aufs Neue die Intentionen der anwesenden Gesprächspartner (v. a. auch Sympathien und Antipathien) erkunden bzw. seine eigenen Absichten und Fähigkeiten unter Beweis stellen zu müssen. Und dies – so geht aus den Antworten der InterviewpartnerInnen deutlich hervor – erleichtert die Organisation der ablaufenden Interaktionsprozesse ebenso wie die Planung und Steuerung des eigenen Handelns enorm. Entsprechend wiesen die Befragungspersonen darauf hin, dass sie sich in den von ihnen bevorzugt besuchten Chats in aller Regel unter dem gleichen „Nickname" einloggen würden, um so die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, bei den anwesenden Teilnehmern einen „bleibenden" Eindruck zu hinterlassen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich die NutzerInnen oftmals mit ihrem „Nickname" identifizieren und es als äußerst wichtig erachten, den Ruf dieses Namens nicht durch unangemessene Verhaltensweisen zu beschädigen:

„Also, ich habe halt meinen bestimmten ‚Nickname' und den möchte ich nicht ständig ändern müssen, weil, das ist mein Name und mit dem bin ich bekannt (…) und wenn ich mit dem Namen über Monate oder Jahre hinweg bekannt bin (…) und ich mir es dann versaue, dann ist das halt (…), also wenn ich jedes Mal mit einem anderen Namen reinkomme, dann muss ich jedes Mal wieder anfangen, mich vorzustellen: Also ich bin eigentlich der und der (…) und wenn dann die Reaktion kommt: Na nu, wieso hast du jetzt einen anderen ‚Nick' (…), dann ist das schon peinlich (…). Du hast ja schon eine Persönlichkeit, weil du einen bestimmten ‚Nick' hast (…). Also, wenn man es geschafft hat, sich einen guten Ruf aufzubauen, dann verhält man sich auch so, dass man den nicht gleich wieder verliert."

Zum Aufbau einer dauerhaften sozialen Beziehung, in der über längere Zeiträume hinweg persönliche Bezüge zueinander aufgebaut werden können und gleichzeitig auf eingespielte Interaktionsmuster und -rituale zurückgegriffen werden kann, gehört indes nicht nur eine hohe Kontinuität der dargestellten Identität. Wie die befragten TeilnehmerInnen berichteten, erfordern persönliche und intime Kontakte noch eine Reihe weiterer „vertrauensbildender" Maßnahmen. Hierzu gehört etwa, dass die in einem bestimmten Chat initiierten Begegnungen eine „angemessene" Rahmung erfahren. So wurde beispielsweise darauf hingewiesen, dass ein Heraustreten aus der Anonymität bzw. eine gegenseitige persönliche und intime Bezugnahme nur innerhalb solcher „Rahmen" möglich ist, bei denen bekannt ist, mit welchen und mit wie vielen Gesprächspartnern man es zu tun hat. Dies zumindest ist den InterviewpartnerInnen zufolge in den allermeisten öffentlichen Chaträumen, wo die Anzahl der sich zumeist „fremden" Teilnehmer ständigen Schwankungen unterworfen ist, kaum möglich. Aus diesem Grund, so berichteten die Befragungspersonen, würden sie sich zusammen mit jenen Teilnehmern, welche die Kommunikation aufgrund gegenseitiger Sympathien oder gemeinsamer Interessen intensivieren möchten, in aller Regel dazu entschließen, den (Gesprächs-)Rahmen zu wechseln. In solchen Fällen wird der „öffentliche" und für jedermann zugängliche „Channel" verlassen und ein eigener nach außen hin abgeschlossener „Channel" eröffnet, auf dem sich die betreffenden Personen dann an vorher vereinbarten Tagen und zu bestimmten Uhrzeiten treffen können. Wie den Erfahrungsberichten der InterviewpartnerInnen zu entnehmen ist, besitzt der Rahmen solch eines privaten „Channels" im Vergleich zu dem eines „öffentlichen" Chats zahlreiche kommunikationspraktische Vorteile. Zum einen kann hier ohne das Hintergrundrauschen der großen „öffentlichen" Channels und damit um einiges „ungestörter" kommuniziert

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

werden, zum anderen lassen sich die Interaktionsabläufe in Anbetracht der Tatsache, dass man weiß, wen man vor sich hat, wesentlich „erwartbarer" gestalten. Damit verbunden nehmen die Gespräche vor allem auch einen weitaus persönlicheren und vertraulicheren Charakter an. Entsprechend berichteten die Befragungspersonen, dass sie in solchen „Privat-Chats" weitaus eher dazu bereit wären, persönliche oder intime Angelegenheiten von sich preiszugeben als dies in den öffentlichen Chats der Fall ist, bei denen weitgehend unbekannt ist, in welche Hände solche Informationen gelangen:

„(…) vor allem dann, wenn man sich zum dritten oder vierten Mal trifft, wenn es also überhaupt erst interessant wird, unterhält man sich auch über Sachen, die man halt nicht jedem Ersten erzählt (…) und wenn man dann weiß, dass man auf dem und dem ‚Channel' immer wieder dieselben Leute treffen kann, dann entwickelt sich da mit der Zeit schon so eine Art von Freundschaft (…) aber das ist dann eben eher in solchen ‚Private Chats' der Fall. Da laufen die Gespräche halt auf einem viel höheren Level ab (…), einfach dadurch, dass es Leute sind, die du bereits kennen gelernt hast und mit denen du öfters chattest (…), also nicht irgend so ein zusammengewürfelter Haufen, wo wirklich alles dabei ist und wo nur wenige auch mal etwas Persönliches von sich erzählen."

In unserem Zusammenhang ist entscheidend, dass innerhalb eines solchen Rahmens sogar explizit auf viele der sonst in den öffentlichen Chats – aus Angst vor störenden oder verletzenden Eingriffen in die Privatsphäre – stets beachteten Verhaltensgrundsätze verzichtet wird, und zwar vor allem deshalb, um dem Gesprächspartner auf diese Weise zu signalisieren, dass man sich dem Anderen „gefahrlos" annähern kann. Zu nennen ist hier insbesondere der Umgang mit personenbezogenen Daten, wie etwa die Preisgabe der E-Mail-Adresse, der Telefonnummer oder der Anschrift:

„Und wenn man dann in einen ‚Private Room' eingeladen wird, dann ist das schon etwas Besonderes, dann ist man wieder einen Schritt voran, und wenn man dann noch die E-Mail-Adresse bekommt, dann schreibt man sich ja auch (…), und das ist dann schon ein Fortschritt, denn es ist schon mal persönlicher als so ein normaler Chat, es ist ein Fortschritt, wenn ich eine E-Mail bekomme oder eine Telefonnummer oder gar eine Adresse (…), dann ist das schon ein Zeichen für Vertrauen (…)."

Zug um Zug treten die einzelnen Teilnehmer dann hinter ihrer „Maske" hervor und geben sich als „reale" Persönlichkeiten zu erkennen, was den Aufbau einer verbindlicheren Beziehung – nach Aussage der befragten NutzerInnen – enorm erleichtert. Nicht selten wird in solchen Fällen auch auf die Verwendung eines Pseudonyms verzichtet und stattdessen unter dem „richtigen" Namen kommuniziert. Dies vor allem dann, wenn zusätzlich zu den Begegnungen im Chat ein real abgestütztes Treffen eingeplant oder sogar explizit vereinbart wird, wie etwa folgender Teilnehmer berichtet:

„Also bei uns war das schon wie so eine Art Familie (…) und jeder hatte seinen ganz normalen Namen (…) also das gab es einfach nicht, dass da jemand mit einem Pseudonym rein ist (…), und wenn, dann (…) wurde so einer von uns meistens ignoriert, weil so etwas einfach peinlich ist, wenn wir sagen: O. K., wir sind eine ‚family', wollen uns jeden Mittwoch da und da treffen und möchten deshalb auch normale Namen haben (…), bei einem ‚Cyberbob' oder was weiß ich, wie sie sich alle nennen, da weiß man ja nicht, ob Männlein oder Weiblein (…), und wenn man sich dann

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nachher trifft, dann ist es ja auch peinlich, wenn das alles gar nicht stimmt (…). Das beleidigt ja dann auch die anderen Chatter, die ehrlich sind, und deswegen sagt man halt: Sorry, also entweder du passt dich an, oder du gehst halt wieder!"

Wie die Befragungspersonen schilderten, bilden sich auf diese Weise oftmals sehr intime und aufeinander eingeschworene „Chat-Gemeinschaften" heraus, die sich durch ihre Exklusivität (d. h. nach außen hin abgeschlossen), durch jeweils distinkte Regelbestände und Sanktionsmechanismen sowie durch eigene Sprachcodes und Symbolverwendungen auszeichnen. Hat sich solch ein Rahmen etabliert und möchte man von den Anderen als respektabler Interaktionspartner anerkannt und akzeptiert werden, dann müssen allgemein anerkannte Regeln im Umgang mit den anwesenden Teilnehmern (Stichwort: Netiquette) sowie die jeweils von einer bestimmten Gruppe gesetzten (Verhaltens-)Grenzen eingehalten werden. Und wie sich herausstellte, verfügt sowohl der Einzelne als auch die gesamte Gruppe über effektive Strategien, um die jeweiligen Regelbestände qua spezifischer Sanktionsmechanismen verbindlich abzusichern. Diese reichen je nach Chatgruppe von einer vergleichsweise harmlosen Abmahnung des Regelbrechers bis hin zu einer Verbannung einer betreffenden Person aus der Gruppe und in manchen Fällen sogar zu einer strafrechtlichen Verfolgung im realen Leben. All dies sind Maßnahmen, die den Rahmen der ablaufenden Interaktionen für die Teilnehmer erwartbar werden lassen, damit aber gleichzeitig auch das Maß an einzugehenden Verbindlichkeiten erhöhen. Und nur mit Hilfe solcher rahmensichernden Maßnahmen können die initiierten Kontakte auf eine dauerhafte Basis gestellt werden.

Hinsichtlich des Fortgangs solcher computervermittelten sozialen Beziehungen sind jedoch zwei Faktoren zu berücksichtigen. Zum einen – auf diesen Umstand weist auch Walther (1992) in seiner Theorie des „Social Information Processing" hin – sind (wie gesehen) für die Etablierung stabiler sozialer Beziehungen häufige Kontakte im Chat notwendig, die es den Teilnehmern ermöglichen, nach und nach Informationen über den anderen einzuholen und so die hergestellten Kontakte zu vertiefen. Je mehr Wissen die Teilnehmer auf diese Weise voneinander erlangen, desto persönlicher und vertrauter und damit auch verbindlicher werden die Beziehungen im Netz. Zum anderen benötigen die NutzerInnen, um die anfänglich flüchtigen Kontakte in persönlichere Beziehungen überführen zu können, zusätzlich zu den medial vermittelten Eigenschaften einer Person auch externe Identitäts- und Glaubwürdigkeitsaufhänger (z. B. die Stimme oder das Aussehen einer Person). Als Bewältigungsstrategie scheint sich hierbei der Rückgriff auf andere ergänzende Kommunikationsformen (z. B. Telefon, Brief, Austausch von Fotos) bewährt zu haben (vgl. auch: Höflich 2000). Hierbei lassen sich durchaus Regelmäßigkeiten feststellen. So beginnen die Kontakte zunächst im Rahmen der öffentlichen, im Wesentlichen aber unverbindlichen Chats, werden dann in aller Regel in private Treffen im Rahmen von nach außen hin abgeschlossenen Konferenzen überführt und in der Folge durch regelmäßigen und häufigen E-Mail-Kontakt ergänzt. Verbunden damit werden Fotos ausgetauscht oder der Kontakt durch Telefonate ausgeweitet:

„(…) zum Beispiel hatte ich mit einer Person über vier Monate hinweg regelmäßig Kontakt im Chat. Irgendwann haben wir uns dann auch ganz lange E-Mails geschickt. So haben wir uns wirklich gut kennen gelernt (…). Das sind ja wahnsinnig tiefe Einblicke, die du da mit der Zeit rüberkriegst (…), also wir haben dann auch miteinander telefoniert, denn irgendwann heißt es dann schon: Mich interessiert, wie deine Stimme klingt! Ruf doch einfach mal an! (…) Und mit der Zeit möchtest du

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dann auch wissen, wie der andere aussieht (…), dann fängst du an, dich zu beschreiben, und irgendwann tauscht du selbstverständlich Fotos aus. Das dauert meistens gar nicht so lange mit den Fotos, vielleicht so vierzehn Tage oder drei Wochen (…). Also ab da, wo es dann wirklich persönlich wird, wo es nicht mehr dieses reine Chatten und Smalltalken ist (…), gehört das einfach dazu, dass du weißt, wie die Leute aussehen.“

Dem ist allerdings hinzuzufügen, dass sich nach Aussage der befragten NutzerInnen selbst solche persönlichen Beziehungen meist sehr schnell wieder verlieren, wenn von den Teilnehmern nicht ein wesentlicher Schritt vollzogen wird: der Wechsel vom Rahmen der computervermittelten Kommunikation hin zu einer realweltlich, d. h. Face-to-Face abgestützten Begegnung, der wohl auch den markantesten Schritt in der Beziehungsentwicklung darstellen dürfte. Zu einem solchen „Rahmenwechsel“ schreibt Döring (2000: 61): „Von der Online-Welt zur Offline-Welt zu wechseln und ein Face-to-Face-Treffen anzuberaumen, ist von allen Medienwechseln hinsichtlich der *Verbindlichkeit* sicherlich der gravierendste Schritt.“ Und dass mit fortschreitender Dauer von Online-Beziehungen immer weniger Nutzer übrig bleiben, die einander noch nie von Angesicht zu Angesicht getroffen haben (vgl. Döring 2000: 62), zeigt, dass Online-Beziehungen keineswegs selbstgenügsam sind.

Abschließend sei noch einmal darauf hingewiesen, dass es beim „Chatten“ – so der von uns gewonnene Eindruck – nicht in erster Linie darum geht, auf stabile und über den Chat hinausgehende persönliche Beziehungen zurückgreifen zu können, sondern vielmehr darum, auf spielerische Art und Weise mit neuen Kommunikationsmöglichkeiten umzugehen, dabei auf Menschen zu treffen, die bereits durch ihre Anwesenheit im Chat ein grundsätzliches Interesse an Kommunikation signalisieren, und mit diesen im Schutze des Computerbildschirms „ins Gespräch“ zu kommen.

Literatur

Andersen, Peter A. (1999): Creating Close Relationships through Nonverbal Communication. A Cognitive Valence Approach. In: Gurerrero, Laura K. / DeVito, Joseph A. / Hecht, Michael L. (Eds.): The Nonverbal Communication Reader. Classic and Contemporary Readings. Prospect Hights, Illinois, S. 453 – 461.

Asteroff, Janet F. (1987): Paralanguage in Electronic Mail: A Case Study. Ph.D. Dissertation. Columbia University Teachers College.

Ball, Donald W. (1968): Toward a Sociology of Telephones and Telephoners. In: Truzzi, Marcello (ed.): Sociology and Everyday Life. Englewood Cliffs, NJ, S. 59 – 75.

Batinic, Bernhard/Bosnjack, Michael (1997): Fragebogenuntersuchungen im Internet. In: Batinic, Bernhard (Hrsg.): Internet für Psychologen. Göttingen u. a.

Baumgarten, Franziska (1989): Psychologie des Telefonierens. In: Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hrsg.): Telefon und Gesellschaft. Beiträge zu einer Soziologie der Telefonkommunikation. Berlin, S. 187 – 196 (orig.: 1931).

Baym, Nancy K. (1998): The Emergence of On-Line Community. In: Jones, Steven G. (Hrsg.): CyberSociety 2.0: Revisiting Computer-mediated Communication and Community. Thousand Oaks; London; New Delhi, S. 35 – 69.

Crook, Stephen/Taylor, Laurie (1980): Goffman's Version of Reality. In: Ditton, Jason (ed.): The View from Goffman. New York, S. 233 – 251.

Debatin, Bernhard (1998): Analyse einer öffentlichen Gruppenkonversation im Chat-Room. Referenzformen, kommunikationspraktische Regularitäten und soziale Strukturen in einem kontextarmen Medium. In: Prommer, Elizabeth/Vowe, Gerhard (Hrsg.): Computervermittelte Kommunikation: Öffentlichkeit im Wandel. Konstanz, S. 13 – 39.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Delhees, Karl H. (1994): Soziale Kommunikation. Psychologische Grundlagen für das Miteinander in der modernen Gesellschaft. Opladen.
Döring, Nicola (1999): Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen. Göttingen u. a.
Döring, Nicola (2000): Romantische Beziehungen im Netz. In: Thimm, Caja (Hrsg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen, S. 39 – 70.
Eimeren, Birgit van/Gerhard, Heinz (2000): ARD/ZDF-Online-Studie 2000: Gebrauchswert entscheidet über Internetnutzung. In: Media Perspektiven, 8, S. 338 – 34.
Friedman, Howard S. (1978): The Relative Strength of Verbal versus Nonverbal Cues. In: Personality and Social Psychology Bulletin, 4, S. 147 – 150.
Funken, Christiane (2000): Körpertext oder Textkörper – Zur vermeintlichen Neutralisierung geschlechtlicher Körperinszenierungen im elektronischen Netz. In: Becker, B./Schneider, J.: „Was vom Körper übrig bleibt". Körperlichkeit – Identität – Medien. Frankfurt; New York, S. 103 – 129.
Giffin, Holly (1984): The Coordination of Meaning in the Creation of a Shared Make-Believe Reality. In: Bretherton, Inge (ed.): Symbolic Play. The Development of Social Understanding. Orlando u.a., S. 73 – 100.
Goffman, Erving (1976): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. 3. Aufl. München.
Goffman, Erving (1980): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung. Frankfurt/Main.
Goffman, Erving (1982): Strategische Interaktion. München.
Hoffmann-Riem, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, S. 339 – 372.
Höflich, Joachim R. (1989): Telefon und interpersonale Kommunikation – Vermittelte Kommunikation aus einer regelorientierten Kommunikationsperspektive. In: Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hrsg.): Telefon und Gesellschaft. Beiträge zu einer Soziologie der Telefonkommunikation. Berlin, S. 197 – 220.
Höflich, Joachim R. (1996): Technisch vermittelte interpersonale Kommunikation. Grundlagen – organisatorische Medienverwendung – Konstitution „elektronischer Gemeinschaften". Opladen.
Höflich, Joachim R. (1998): Computerrahmen und Kommunikation. In: Prommer, Elizabeth/Vowe, Gerhard (Hrsg.): Computervermittelte Kommunikation. Öffentlichkeit im Wandel. Konstanz, S. 141 – 174.
Höflich, Joachim R. (1999): ‚Sex, Lügen und das Internet'. Identität und Glaubwürdigkeit in computervermittelten Beziehungen. In: Rössler, Patrick/Wirth, Werner (Hrsg.): Glaubwürdigkeit im Internet. Fragestellungen, Modelle, empirische Befunde. München, S. 141 – 156.
Höflich, Joachim R. (2000): Flucht aus der Unverbindlichkeit? Beziehungen zwischen Online und Face-to-Face. In: forum medienethik: Netzwelten – Menschenwelten – Lebenswelten. Kommunikationskultur in Zeiten von Multimedia, 2, S. 55 – 64.
Jones, Steven G. (1995): Understanding Community in the Information Age. In: Jones, Steven G. (Hrsg.): Computer-mediated Communication and Community. Thousand Oaks; London; New Delhi, S. 10 – 36.
Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie. Weinheim.
Lenz, Karl (1998): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Opladen.
Luhmann, Niklas (1984): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt/Main. 4. Aufl.
Markham, Annette N. (1998): Life Online. Researching Real Experience in Virtual Space. Walnut Creek u. a.
Paccagnella, Luciano (1997): Getting the Seats of Your Pants Dirty: Strategies for Ethnographic Research on Virtual Communities. In: Journal of Computer-Mediated Communication, Vol. 3 (1) (Online-Dokument); URL: http://www.ascuse.org/jcmc/vol3/issue1/paccagnella.html.
Paolillo, John (1999): The Virtual Speech Community: Social Network and Language Variation on IRC. In: Journal of Computer-Mediated Communication, Vol. 4 (4) (Online Dokument); URL: http://www.ascusc.org/jcmc/vol4/issue4/paolillo.html.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Reichertz, Jo (1991): Kontaktanzeigen in Stadtmagazinen oder die Suche nach dem anderen, den man nicht treffen will. In: Müller-Doohm, Stefan/Neumann-Braun, Klaus (Hrsg.): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Oldenburg, S. 251 – 265.
Reid, Elizabeth (1991): Electropolis Communication and Community on Internet Relay Chat. Honours Thesis on IRC, (Online-Dokument); URL: http://www.aluluei.com.
Riemann, Viola (1999): Kontaktanzeigen im Wandel der Zeit. Eine Inhaltsanalyse. Opladen.
Rintel, E. Sean/Pittam, Jeffery (1979): Strangers in a Strange Land. Interaction Management on Internet Relay Chat. In: Human Communication Research, 23, S. 507 – 534.
Sander, Uwe (1998): Die Bindung der Unverbindlichkeit. Mediatisierte Kommunikation in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main.
Short, John/Williams, Ederyn/Christie, Bruce (1976): The Social Psychology of Telecommunications. London u. a.
Smith, Marc A. (1993): Voices from the WELL: The Logic of the Virtual Commons. U.C.L.A., Department of Sociology. Los Angeles, CA (Online Dokument); URL: http://www.sscnet.ucla.edu/soc/csoc/papers/voices.
Soukup, Charles (2000): Building a Theory of Multimedia CMC. An Analysis, Critique and Integration of Computer-mediated Communication Theory and Research. In: New Media & Society, 2, S. 407 – 425.
Stegbauer, Christian (2000): Begrenzungen und Strukturen internetbasierter Kommunikationsgruppen. In: Thimm, Caja (Hrsg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen, S. 18 – 38.
Utz, Sonja (2000): Soziale Identifikation mit virtuellen Gemeinschaften – Bedingungen und Konsequenzen. Lengerich u. a.
Van Gelder, Lindsy (1991): The Strange Case of the Electronic Lover. In: Dunlop, Charles/Kling, Rob (Eds.): Computerization and Controversy. Value Conflicts and Social Choices. Boston u. a., S. 364 – 375.
Wallace, Patricia (1999): The Psychology of the Internet. Cambridge.
Walther, Joseph B. (1992): Interpersonal Effects in Computer Mediated Interaction. A relational perspective. In: Communication Research, 19, S. 52 – 90.
Walther, Joseph/Bourgoon, Judee (1992): Relational Communication in Computer-Mediated Interaction. In: Communication Research, 19, S. 52 – 88.
Walther, Joseph B. (1996): Computer-Mediated Communication: Impersonal, Interpersonal and Hyperpersonal Interaction. In: Communication Research, 23, S. 3 – 43.
Walther, Joseph B. (2000): Beziehungsdynamik in virtuellen Teams. In: Boos, Margarete/Jonas, Kai J./Sassenberg, Kai (Hrsg.): Computervermittelte Kommunikation in Organisationen. Göttingen u. a., S. 11 – 25.
Watzlawick, Paul / Beavin, Janet H. / Jackson, Don. D. (1996): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern u. a.
Wellman, Barry / Gulia, Milena (1999): Virtual Communities as Communities. Net Surfers don't Ride Alone. In: Smith, Mark A. / Kollock, Peter (eds.): Communities in Cyberspace. London und New York, S. 167 – 194.
Willems, Herbert (1997): Rahmen, Habitus und Diskurs: Zum Vergleich soziologischer Konzeptionen von Praxis und Sinn. In: Berliner Journal für Soziologie, 7, S. 87 – 107.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2001-1-24 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY